

Rezensionen

Johann Josef Böker: Architektur der Gotik

Bestandskatalog der weltgrößten Sammlung an gotischen Baurissen (Legat Franz Jäger) im Kupferstichkabinett der Akademie der bildenden Künste Wien, Verlag Anton Pustet, Salzburg 2005. 464 Seiten mit 512 Abbildungen, 195,- Euro

Anzuzeigen ist ein großformatiges gewichtiges Werk mit den kommentierten Abbildungen von 428 mittelalterlichen Zeichnungen auf Pergament und Papier, bearbeitet vom Leiter des Instituts für Baugeschichte der Universität Karlsruhe J. J. Böker, eine Prachtpublikation. Die aufmunternde Warnung vorweg: Format (ohne Buchdeckel) 45 x 30 x 6 cm, fast 8 kg schwer. Sie führt eine bereits 1969 durch Hans Koepf vorgelegte Gesamtedition nach anderen Grundsätzen durch, bereichert um weitere 28 Zeichnungen, hauptsächlich auf Rückseiten entdeckt. Was hat aber eine Sammlung gotischer Baurisse in Wien und deren aufwendige Neupublikation, also wohlverwahrtes und gepflegtes Archivgut und hochbedeutsam für die Kenntnis der abendländischen Gotik, mit der baden-württembergischen Denkmalpflege zu tun, zumal die hierher gehörenden Bauten nur gering vertreten sind? Wenige Einzelblätter beziehen sich auf die Hauptkirchen in Freiburg i. Br., Esslingen, Ulm, Schwäbisch Gmünd, Schorndorf und Konstanz. Sie allein wären allerdings die Anzeige schon wert. Der Publikation sind aber noch mehr Anregungen zu entnehmen, die für die Denkmalpflege grundsätzlich von Interesse sind.

Zunächst die für das Land wichtigen Pläne: Das Freiburger Münster (16.821v, 16.869, 16.874) ist mit einem Chorgrundriss und zwei Turmaufrissen vertreten, ersterer ausgerechnet auf der Rückseite des Chorquerschnitts des Prager Veitsdoms, der als eigenhändige Zeichnung Peter Parlers gilt; allerdings scheint der Freiburger Grundriss erst viel später aufgetragen worden zu sein, was wegen der Einschätzung seiner Bedeutung sicher weiter diskussionswürdig ist. Auch liegen die Wanderwege mancher Pläne noch im Dunkeln und sind nur hypothetisch zu rekonstruieren. Mit der 1501 datierten Fassade der abgegangenen Spitalkirche zu Esslingen steht ein Sonderfall vor Augen. Hanns Böblinger hat ein Bauwerk von 1485–95 seines Vaters Matthäus abkonterfeit, wie er eigenhändig bestätigt; witzigerweise schaut er selbst einen Zoll-Maßstab haltend aus dem Dachfenster, als ob er seine Tätigkeit als Bauvermesser kommentieren und verewigen wollte – oder ist doch der Vater dargestellt, der den Entwurf zoll-

genau geliefert hat? Das Altarziborium der Frauenkirche von 1479 ist ebenso zu finden (17.096v) wie Lettner und Sakramentshaus von St. Dionys (16.896, 16.884 und 16.948, Letzteres nicht in der Frauenkirche, wie im Objektregister angegeben). Der Ulmer Münsterturmgrundriss um 1465 (16.850), sehr fragmentiert und ramponiert, besticht mit Gewölbeprojektionen und Profilen. Das Schlingrippengewölbe der Schorndorfer Marienkapelle (16.992v) war bekannt, während der Hinweis auf den Chor der Stiftskirche Backnang beim Grundriss der Vorderseite desselben Blattes neu ist. Der ebenfalls neu zugeordnete Grundriss Schwäbisch Gmünd Heiligkreuzmünsterchor (16.923, von Koepf noch auf Kronstadt/Siebenbürgen bezogen), verzichtet auf jede Detaillierung, lässt aber mit seinem Blindrillennetz den Konstruktionsvorgang nachvollziehen. Vom Schnegg im Konstanzer Münster (17.028, 17.055) gibt es Grund- und Aufriss übereinander, uns heute geläufige Darstellung, damals fortschrittlicher Ausnahmefall.

Die Planrisse, „offensichtlich der fast vollständige zeichnerische Nachlass einer ganzen Dombauhütte“ (J. J. Böker), lassen Einblicke in die Entwurfs- und Ideenwerkstatt des gotischen Kirchenbaus zu, wie es dem Blick allein auf die gebaute Architektur verwehrt bleiben müsste. Sie geben auch wegen ihrer weiten geografischen Streuung Kunde von den Kenntnissen wandernder Steinmetzen, die die Pläne vieler anderer Bauten mitbrachten und der Wiener Dombauhütte einverleibten. Mit dem gerissenen und gezeichneten Planwerk wird von den Zeichnungen zu Unterrichtszwecken (Lehr- und Lernmaterial, Schülerarbeiten), über abgemagerte Figurationen (Arbeits- und Studienblätter), den eigentlichen Entwurfs- und Ausführungszeichnungen (Werkpläne) und Plannacharbeitungen (Korrekturen beim Weiterbau) bis schließlich zum Schauplan und zur Präsentationszeichnung (etwa zur Empfehlung für den Auftraggeber) eine große Bandbreite plan-projezierter gotischer Architektur sichtbar. Riss ist also insofern beileibe nicht gleich Riss. Zu Papier bzw. Pergament gebracht wurden Grundrisse und Gewölbeprojektionen, Aufrisse (Fassaden) und Querschnitte, Detailzeichnungen mit Profilen und Maßwerk, Ausstattungsstücke wie Sakramentshäuser, Kanzel und Taufstein mit oft komplizierten Verschneidungen und Übereinander-Projektionen. Neue Hypothesen, Richtigstellungen oder präzisierte Erkenntnisse gibt es zuhauf: Maßstäblichkeit der Baurisse im Duodezimalsystem (1:6, 1:12, 1:24 usw.); der Nachweis maßstabähnlicher Einträge bereits für ca. 1355 (z. B. im Grundriss des Augsburger Domostchors, worauf schon O. Kletzl 1939 verwies), während bisher der Aufriss des Frankfurter Domturms von Madern Gerthener 1415 als frühester Beleg galt;



der Hinweis, dass die Ineinanderprojektion mehrerer Schnittebenen der Überprüfung von Verjüngung und Tragfähigkeit jeder Geschossebene zu dienen hatte (und nicht etwa der Sparsamkeit an Zeichenmaterial); die bisher als „Baumaschinen“ laufenden Vorrichtungen (S. 145) werden jetzt präziser als Baukräne benannt, der Grundriss auf demselben Plan mit St. Leonhard in Frankfurt a. M. verknüpft; weitere Vorschläge zu Planidentifizierungen betreffen u. a. Emmersdorf, die Kartause Gaming, Melk, St. Theobald in Thann/Elsass, die Westempore von St. Maria am Gestade in Wien von Gregor Hauser (16.921v).

Die Abbildungsqualität der farbig reproduzierten Pläne ist vorzüglich. Über den Verzicht auf Maßstäblichkeit (oder unschöne Maßstableisten) ließe sich streiten. Da Faksimiles wie bei der Buchreproduktion unmöglich sind, wäre statt des Tributs an Lay-out-Ästhetik und damit Inkaufnahme willkürlicher Abbildungs-Größen dem Betrachter, der sich mit Maßangaben schwer tut, mit der Anwendung weniger Verkleinerungsmaßstäbe sicher besser geholfen gewesen. Viele Risse hätten sich exakt auf 1:2 (z. B. der schon genannte Ulmer Grundriss oder der Konstanzer Schnegg) oder 1:4 und 1:5 verkleinern lassen. Hilfreich sind viele Ausschnittvergrößerungen. Wie wichtig sie sind, kann man an Turmaufrisszeichnungen sehen, z. B. solche des (nicht gebauten) Nordturms des Wiener Stephansdomes (17.061, 105.067), deren verkleinerter Gesamtaufnahme bei 4,91 bzw. 4,78 m Originalhöhe keine Details mehr zu entnehmen sind. Alte Planzeichnungen sind wegen ihres Bildträgers und unterschiedlicher Strichqualität meist sehr schwer abbildbar. Die fotomechanische Wiedergabe im vorliegenden Werk bedeutet einen Riesengewinn gegenüber früheren Publikationen. Erinnert sei an die Aufsehen erregende Veröffentlichung der großformatigen Regensburger Domturmfassadenrisse durch Heinz Rosemann 1924 (Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst) als Umzeichnungen. Die Pläne, in 1/7 der Originalgröße wiedergegeben, waren auf Anregung von Josef Ponten für das Werk „Architektur die nicht gebaut wurde“ gepaust worden. Dies galt damals als gewaltiger Fortschritt gegenüber der bis dahin allein existierenden stark vereinfachten Nachzeichnung Friedrich Adlers von 1875, noch in Georg Dehios Geschichte der deutschen Kunst (2. Bildband, 41930, Abb. 107) wieder abgedruckt und ungeeignet für Detailstudien. Vielleicht werden künftige Drucktechniken auch die Blindrillen (hervorgerufen durch zunächst farblos eingedrückte Risslinien) sichtbar werden lassen, deren eigene umgezeichnete Darstellung man bei der vorliegenden Publikation ebenso vermissen könnte wie die Abbildung der Wasserzeichen (die man bei Koepf, 1969, S. 55–57 zumindest in Pau-

sen der Restauratorin P. Meder abgebildet findet, allerdings noch ohne die ab 1961/66ff. erschienenen Datierungen G. Piccards wie Kronenzeichen, Ochsenkopf usw.).

Die Wasserzeichen (WZ) haben in der Neubearbeitung durch J. J. Böker viel zu genaueren Datierungen beigetragen und so manche überraschende Neuzuschreibung sichern geholfen. Erinnert sei an die Auflösung des bisher postulierten Oeuvres Hanns Puchsbaums mit neuer Zuschreibung an Laurenz Spinning, der fast ein Vierteljahrhundert als Dombaumeister in Wien amtierte (1454–77). Die Einwölbung des Wiener Domlanghauses nach 1465 (statt bisher ab 1446) ist gut begründet, die Entzauberung Anton Pilgrams als Architekt und Planersteller, der nur von 1510 bis 1515 Dombaumeister war, kommt nicht ganz unerwartet. Das hat auch Auswirkungen bei der Beurteilung von Bauten hier im Lande, z. B. der Stadtkirche in Bad Wimpfen (S. 312 und 334). Andererseits bleiben einige Daten und Ableitungen problematisch trotz oder wegen der WZ. Wenn für die Zeichnung mit Rhombennetzgewölbe 16.993 das Münsterchorgewölbe Schwäbisch Gmünd, spätestens 1516 vollendet, als danach gebaute Architektur benannt wird, das WZ aber erst 1528 datiert, werden österreichische Vorbilder deshalb kaum glaubwürdiger. Der 1468 bezeichnete Grundriss eines Zentralraums 17.078 wird für den 1467 begonnenen Nordturm von St. Stephan in Wien in Anspruch genommen; das WZ datiert 1498/99, weshalb gewiss nicht von einer Vorstudie zum Wiener Kapellenraum die Rede sein kann.

Der Katalogtext setzt sich intensiv und sachlich mit der bisherigen Literatur auseinander, die ausführlich zitiert wird, und bleibt nicht am Vergleich von Plan und ausgeführter Architektur allein hängen. Er bringt oft nur nebenbei erstaunlich viele neue Resultate, die das Werk einzelner Baumeister und ihrer „Schulen“ klären helfen. Gerade der Umfang und die Vielfalt der Plansammlung ermöglichen die künftige Diskussion unterschiedlicher Fragen, die durch diese monumentale Edition erleichtert oder überhaupt erst möglich und angestoßen wird. So muss dieser Planfundus kein Arkanum weniger Spezialisten oder im „ungestörten Schlummer und Verborgenen“ bleiben.

Fazit: Das unvoreingenommene Studium von Originalen einer abgeschlossenen Epoche, seien es Pläne, seien es Bauten, kann immer wieder überraschend neue und gesicherte Erkenntnisse zutage fördern. Um diese überprüfbar zu machen, ist eine stimmige Materialvorlage Voraussetzung. Das Material selbst sind die mittelalterlichen Originale, nicht spätere Kopien oder Imitate. Materialvorlage auch deshalb, um Kenntnisse zu verbreiten und diese ohne auf Dauer schädliches In-die-

Hand-nehmen der Originale und ohne ständig neue Ortsbegehung nutzen zu können. Die Denkmalpflege ist erste und letzte Adresse für die Erhaltung und Publizierung historischer, nicht nur mittelalterlicher Originale aus abgeschlossenen

Perioden. Könnte die Lehre aus dem Studium mittelalterlicher Pläne und deren profunder Veröffentlichung noch deutlicher ausfallen?

Dr. Richard Strobel